

„Wir selbst waren unsere gefährlichsten Feinde“

Die demokratische politische Kultur am Ende der Französischen Revolution (1794–1799)

Die Französische Revolution gehört zu den besterforschten Themen der Weltgeschichte. Das liegt unter anderem auch an der Relevanz, die ihr – im Guten wie im Schlechten – bereits seit dem 19. Jahrhundert in demokratiegeschichtlicher Perspektive zugeschrieben wurde. Die Revolution gilt nach wie vor als das zentrale Ereignis, welches ausgehend von Frankreich in ganz Europa den Wandel von einem dynastischen Herrschaftsverständnis zum Prinzip der Volkssouveränität und der Rechtsstaatlichkeit beschleunigen sollte. Auch wenn der Begriff ‚Demokratie‘ für die französischen Revolutionäre noch keine zentrale Rolle spielte,¹ so haben sich doch das Verständnis und der Gebrauch dieses Begriffes durch die Revolution entscheidend geändert.² Die Ereignisse zwischen 1789 und 1799 wurden zu einem gemeinsamen Bezugspunkt, an dem bereits die Zeitgenossen und anschließend Generationen von Historikern und Politikern unterschiedliche Begriffsdefinitionen von ‚Demokratie‘ entwickelten und diskutierten. Alle Schulen der Historiographie haben sich an der Revolutionsgeschichte – spätestens seit dem 20. Jahrhundert auch als Demokratiegeschichte – erprobt,³ alle politischen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts um die ‚richtige‘ Art der Erinnerung

-
- 1 Joanna Innes/Mark Philipp, ‚Democracy‘ from Book to Life. The Emergence of the Term in Active Political Debate, to 1848, in: Jussi Kurunmäki/Jeppe Nevers/Henk te Velde (Hg.), *Democracy in Modern Europe: A Conceptual History*, New York 2018, S. 20.
 - 2 Ebd. S. 19, sowie: Jörn Leonhard, Another ‚Sonderweg‘? The Historical Semantics of ‚Democracy‘ in Germany, in: Ebd., S. 67–70.
 - 3 Einen (wenn auch unvollständigen) Überblick über Hauptwerke der Revolutionshistoriographie gibt Erich Pelzer (Hg.), *Revolution und Klio: Die Hauptwerke zur Französischen Revolution*, Göttingen 2004.

und der Traditionsbildung im Hinblick auf die demokratischen Erregenschaften der Jahre 1789 bis 1799 gerungen.⁴

Lange Zeit dominierte eine marxistische bzw. ‚jakobinische‘ Perspektive die Geschichtsschreibung, die den Höhepunkt der demokratischen Revolution in der Phase der Volksbewegung und der Jakobinerherrschaft sah, also in den Jahren 1792 bis 1794.⁵ Der Sturz Robespierres im Juli 1794 besiegelte in dieser Lesart den Niedergang der Demokratie; die sich daran anschließenden letzten fünf Jahre des revolutionären Jahrzehnts fanden nur wenig Aufmerksamkeit.⁶ Ohne Zweifel war die republikanische Verfassung des Jahres 1793 nach den Maßstäben des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts die ‚demokratischste‘ der Revolution: Sie basierte auf der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, führte weltweit erstmals ein allgemeines, direktes und gleiches Männerwahlrecht ein und garantierte ein Recht auf Widerstand gegen Willkürherrschaft. Doch trat diese Verfassung nie in Kraft, ebenso wie viele andere Projekte und Initiativen der Jakobiner in einem Kontext aus Krieg und Bürgerkrieg Theorie bleiben sollten. Die revisionistische Schule der Revolutionsgeschichtsschreibung rückte seit den 1960er Jahren ein anderes Demokratieverständnis in den Mittelpunkt: Die Jahre 1792 bis 1794 standen nunmehr für ein ‚Entgleisen‘ der Revolution (*déravage*), die nach einer kurzen Zeit der ‚glücklichen‘ konstitutionellen Monarchie die Dynamik der entfesselten Volksgewalt nicht mehr einzufangen vermochte. Volksbewegung und Terrorherrschaft schienen

4 Und das bis in die jüngere Vergangenheit hinein, wie u.a. eine Bilanz über die Feierlichkeiten zum *Bicentenaire* von 1989 zeigt: Steven L. Kaplan, *Adieu* 89, Paris 1993.

5 Vgl. u.a. die Forschungen von Albert Soboul, *Die Große Französische Revolution: Ein Abriss ihrer Geschichte (1789–1799)*, Frankfurt am Main 41983; Ders., *Les Sans-Culottes parisiens en l’an II: Histoire politique et histoire social des sections de Paris, 2 juin 1793 – 9 thermidor an II*, La Roche-sur-Yon 1958.

6 Als selbsterklärtes Regime der politischen ‚Mitte‘ hatte das Direktorium von Beginn an die linke Tradition der radikalen bzw. demokratischen Revolution und die rechte der autoritären Ordnung gleichermaßen gegen sich. Sowohl in der Historiographie wie im kollektiven Gedächtnis litt diese ‚Schlussphase‘ unter einem negativen Geschichtsmythos, der sogenannten ‚légende noire‘ (schwarzen Legende): Philippe Bourdin/Bernard Gainot (Hg.), *La République Directoriale*, Bd. 1, Clermont-Ferrand 1997, S. 11; Pierre Serna, *Le Directoire... Un non lieu de mémoire à révisiter*, in: Ebd., S. 37.